

Das vorliegende Jahrbuch von 'Psychiatrie und Antipsychiatrie' sucht den bundesdeutschen Provinzialismus zu durchbrechen und stellt alternative Modelle im Ausland vor. Dabei geht es weniger um die theoretische Durchdringung dieser Ansätze. Vielmehr werden Projekte vorgestellt und in Erfahrungsberichten die verschiedenen Konzepte kritisch gewürdigt.

Ob in der 'Arbours Association' in England, im 'Collectif Reseau Alternatif a la Psychiatrie' in Frankreich, beim 'Runaway - House' in Amsterdam, im 'Institute for Labor and Mental Health' in Berkeley/USA oder in der Psychiatrie Senegals - es zeigt sich, daß sich die Probleme alternativen Handelns in psychiatrischen Bereichen auch über die Landesgrenzen hinweg ähneln.

Einen stärkeren Akzent erhält das Jahrbuch durch den Beitrag von Felix Guattari über die 'Mikropolitik des Wunsches, gesellschaftliche Kämpfe, alternative Strategien', sowie durch das Manifest von Antonietta Bernardoni, der Vertreterin der 'Volkspychiatrie' in Italien, die sich auch mit der 'Demokratischen Psychiatrie' Basaglias auseinandersetzt.

Den Band beschließt ein Rezensionsteil zu den Texten von Lacan, Luce Irigaray u.a.

ISBN 3-923126-12-3

16,- DM

psy
chia
trie
Jahrbuch 1
PSYCHIATRIE UND
ANTIPSYCHIATRIE
IM AUSLAND
ROLF SCHWENDTER
(HRSG)

AG SPAK M 54

ROSEMARIE BOHLE

Das Ohr aber achtet auf jedes Erschauern, das eine Rückkehr ankündigt

*Zu Texten der Psychoanalytikerin Luce Irigaray**

Man muß die Texte der Psychoanalytikerin Luce Irigaray so lesen, wie sie selbst den Frauen zuhört: von einem anderen Ort aus als dem, der Aneignung bedeuten würde: Kategorisierung, Systematisierung, Interpretation, Widerspruchssuche, Einspruchsrechte, Ausschließen, Einschließen, Verwerfen, Beurteilen, Spiegeln, Projizieren, Festhalten ... "Wenn bloß Eure Ohren nicht so gut Bescheid wüßten", sagt Luce Irigaray, "so vollgestopft mit Sinn wären, daß sie demgegenüber verschlossen bleiben, was nicht in irgendeiner Weise Echo auf im voraus Verstandenes ist." (UFP 97)

Es ist ein Ort, an dem Weibliches sich findet: die unstrukturierten Ränder, die blinden Flecke, die Ausfälle von Spiegeln, die immer nur das *Gleiche* zurückwerfen: das männliche Geschlecht. Hier an den Rändern wächst etwas, das sich (noch) nicht bezeichnen kann, keine öffentliche Sprache hat, in der vergesellschafteten (symbolischen) Ordnung sich nicht findet, bzw. es findet sich dort nur als Spuren seines Exils.

Dieser Ort ist nicht fest-stellbar – dennoch ist er da. Ob wir von ihm aus lesen und zuhören können, erweist sich erst an den Wirkungen ihrer Texte: an leisen Erschütterungen und Erschrecken, aber auch am Wiederfinden von Geborgenheit in einem theoretischen Text, an der Erleichterung aus einem 'Wiedererkennen', obwohl es sich ja nicht um Vergessenes handelt, sondern eher um etwas, was noch ge- und erfunden werden muß. Lesen und Zuhören als Hereinlassen, sich berühren und anrühren lassen. "Das Ohr aber achtet auf jedes Erschauern, das eine Rückkehr ankündigt." (Sp 242)

Ich möchte hier in der Vorstellung ihrer Texte nicht *über* Luce Irigaray schreiben, sondern mit ihr. Denn in dem Moment, in dem 'man' versucht, einen Überblick über ihre Texte zu suchen, eine Systematisierung zu finden, eine Ordnung zu konstruieren, da geht das verloren, was zu ihren Texten treiben

kann und welche Wirkungen ihre Texte hinterlassen können. Da geht das Gefühl dafür verloren, was Luce selbst veranlaßt hat zu schreiben:

“Ich bin ein weibliches geschlechtliches Wesen“ – die Unmöglichkeit einer solchen Aussage ist der treibende Grund für ihre Arbeit. Die Unmöglichkeit liegt darin, daß eine solche Aussage zu machen “irgendwie unsinnig, ungebührlich, unanständig ist. Sei es, weil *Frau* weder Attribut von Sein, noch *weiblich geschlechtlich* Eigenschaft von *Sein* ist, sei es, weil *bin eine Frau* nicht das Prädikat von Ich ist oder weil *ich bin geschlechtlich* das weibliche Genus ausschließt. Anders gesagt: die Artikulation der Wirklichkeit meines Geschlechts ist im Diskurs unmöglich.“ (DG 155)

Der Diskurs muß hier verstanden werden als die Möglichkeit, Erfahrungen und Wünsche in einer vergesellschafteten – und damit auch mitteilbaren – Form verarbeiten und darstellen zu können.

Wo also kommt eine Frau vor? Was geschieht mit der Artikulation von Frauen – wenn sie es wagen? Worin erkennt sich eine Frau, was ist *ihre* spezifische “Spiegelung“, in der sie einen Bezug zu sich herstellen kann: was wäre denn dieses “weibliche Imaginäre“?

Luce spricht nicht *über* die Frau, denn “... *vonder* oder über die Frau zu sprechen, kann immer hinauslaufen auf oder verstanden werden als eine Wiederaufnahme des Weiblichen ins Innere einer Logik, die es in der Verdrängung, unter der Zensur, genauer in der Verkennung festhält. Mit anderen Worten, es gilt nicht, eine neue Theorie auszuarbeiten, deren Subjekt oder Objekt die Frau wäre, sondern der theoretischen Maschinerie selbst Einhalt zu gebieten, ihren Anspruch auf Produktion einer viel zu eindeutigen Wahrheit und eines viel zu eindeutigen Sinns zu suspendieren. Was voraussetzt, daß die Frauen es den Männern im Wissen nicht einfach gleichtun wollen. Daß sie nicht beanspruchen, mit ihnen durch die Konstruktion einer Logik des Weiblichen zu rivalisieren, die zum Modell wieder das Onto-Theo-Logische nähme, sondern, daß sie viel eher versuchten, diese Frage der Ökonomie dieses Logos zu entwenden.“ (DG 80)

Noch einmal: wenn die Ökonomie dieses Logos gerade auf der Verdrängung und Verkennung des Weiblichen beruht, dann kann das Weibliche *in* diesem Logos nicht sprechen, sich nicht ausdrücken. Wie aber kann die Frage nach der Frau dieser herrschenden Ökonomie entwunden werden? Natürlich durch Lachen – aber das sind vielleicht noch zu kurze Momente, die noch nicht das schaffen, worin sich eine Frau wiedererkennen könnte, was das weibliche Imaginäre wäre. Luce Irigaray gibt viele Antworten. Sie reichen von einem “zeitweisen“ Sich-Fernhalten von Männern, strategischen Streiks bis

zur Schaffung von Orten, an denen eine Frau lernt, “ihren Wunsch, besonders durch die Rede, verteidigen“ (DG 32) zu können und an denen sie sich und ihre Liebe zu anderen Frauen entdecken kann. Immer wieder spricht sie von der Notwendigkeit des “Durchquerens“: einer sozialen Praxis und von Theorien. Sie selbst “durchquert“ die Theorien von Freud und Lacan, in “*Speculum*“ auch philosophische Texte (Platon, Aristoteles, Plotin, Descartes, Kant, Hegel), um in ihnen die “metaphysischen“ Voraussetzungen des psychoanalytischen Diskurses über die Frau aufzuzeigen. Ihr “Durchqueren“ ist “keine Analyse im hergebrachten Sinn“, wie die Übersetzerinnen von “*Speculum*“ im Nachwort betonen. Luce Irigaray versucht vielmehr, “Textordnungen und Textstrukturen aufzubrechen und die in ihnen wirksamen Mechanismen aufzudecken.“ (Sp 471) So wiederholt sie z.B. die Weise, in der bei Freud das Weibliche festgehalten wird: als Mangel, als Fehlen, als Negativ des männlichen Geschlechts. In ihrer ‘Wiederholung‘ liegt immer eine Überspitzung, ein auf die Spitze treiben von Aussagen, die so – bis zur Unkenntlichkeit in ihre Absurdität getrieben – ein Lachen provozieren. Eine Erkenntnis breitet sich im Lachen aus: über die dunklen Stellen der Freudschen Annahmen, über das Ersetzen von theoretischen Begründungen durch Analogie- und Symmetriebildungen.

Das ist Nachahmung (Mimen) eines männlichen Diskurses und zugleich dessen Entlarvung: von Seiten des Weiblichen ist ein ver-rückender Exzeß möglich. Luce meint, daß vielleicht der einzige Weg für Frauen darin liegt, freiwillig eine Rolle zu übernehmen (sie als Rolle zu *spielen*, statt mit ihr identisch zu sein), die historisch dem Weiblichen zukommt: die Mimetik.

“Mimesis zu spielen bedeutet also für eine Frau den Versuch, den Ort ihrer Ausbeutung durch den Diskurs wiederzufinden, ohne sich einfach darauf reduzieren zu lassen. Es bedeutet, (...) sich wieder den ‘Ideen‘, insbesondere der Idee von ihr, zu unterwerfen, so wie sie in/von einer ‘männlichen‘ Logik ausgearbeitet wurden, aber, um durch einen Effekt spielerischer Wiederholung das ‘erscheinen‘ zu lassen, was verborgen bleiben mußte: die Verschüttung einer möglichen Operation des Weiblichen in der Sprache. Es bedeutet außerdem, die Tatsache zu enthüllen, daß, wenn die Frauen so gut mimen, dann deshalb, weil sie nicht einfach in dieser Funktion aufgehen. Sie bleiben ebenso sehr anderswo.“ (DG 78)

Deshalb auch die herrschende Charakterisierung von Frauen als Unberechenbare, Launenhafte, Unbegreifliche (vgl. DG 28)

Eine Frau macht also ständig die Erfahrung, daß sie ‘anders‘ ist, daß sie in der vergesellschafteten Ordnung der Sprache ihre Erfahrungen nicht ‘aneignen‘
des Denkens

kann, daß sie sich in ihr nicht selbst verstehen kann. Was passiert, wenn solche Differenzerfahrungen vereinzelt, privat bleiben und sich nicht zu einem kollektiven Imaginären entwickeln? Allein machen sie dich ein oder: aus dem ver-rückenden Exzeß wird ein verrückter Diskurs, eine verrückte 'Sprache', die wieder an den Rand der herrschenden Ordnung – wo sie doch herkommt – geschoben und interniert wird. Luce betont immer wieder den kollektiven Charakter solcher Erfahrungen des Andersseins. Doch sieht sie neben dem Leiden an der Differenz gerade auch die Möglichkeiten, die in einem solchen "Überschuß" liegen. Gegen die völlige Weigerung, sich auf eine männliche Praxis und Theorie einzulassen, sagt sie:

"Außerhalb ist man weder mit einem einfachen Satz, noch läßt sich dort so ohne weiteres ein Ort finden, allein aufgrund der Tatsache, Frau zu sein. Und wenn ich in Speculum versucht habe, das 'männliche' Imaginäre, nämlich unser kulturelles Imaginäres, neu zu durchqueren, so deshalb, weil es unerläßlich war: um dessen mögliches 'draußen' neu abzustecken, und um mir ihm gegenüber einen Standort zu schaffen, als Frau: die ich gleichzeitig verwickelt bin und darüber hinausschieße. Aber diesen Überschuß mache ich selbstverständlich zur Möglichkeit einer sexuellen Beziehung, nicht einer Umkehrung phallischer Macht. Und über diesen Überschuß lache ich 'erstmal'. Erste Befreiung aus einer jahrhundertelangen Unterdrückung? Ist das Phallische nicht der Ernst des Sinnes? Und finden die Frau, wie auch die sexuelle Beziehung vielleicht ihren 'ersten' Überschuß über ihn hinaus im Lachen?" (DG 169)

Frauen sind also immer schon draußen *im* Durchqueren, sonst gäbe es nicht dieses Lachen. Dennoch – im Lachen steckt immer noch (oder es kann sich danach einstellen) ein Stück Verzweiflung darüber, noch nicht die 'eigene' Sprache gefunden zu haben, keinen Ort zu haben, an dem sich ein "weibliches Begehren" entfalten könnte – ein Begehren, das vom männlichen Wunsch *verschieden* wäre. "Die Frau kann ihre Differenz nicht artikulieren, weil ihr das Imaginäre fehlt." (Sp 283) Denn es gibt in dieser Gesellschaft nur ein Geschlecht: das männliche, das weibliche kann sich als weibliches unabhängig von männlichen Parametern nicht verstehen: "Denn ein Geschlecht und sein Mangel, sein Schwund, sein Negativ, das ergibt keine zwei Geschlechter." (DG 165) Oder: ein Mann und "ein Mann minus der Möglichkeit, sich als Mann zu (re)präsentieren = eine normale Frau" (Sp 30), das ergibt auch keine zwei Geschlechter.

Was aber geschieht mit dem weiblichen Begehren? Man munkelt mit Lacan, daß es ein solches nicht gäbe – aber, meine Herren, es gibt dessen Wirkungen! Noch 'äußert', 'inszeniert' es sich in Form von Pathologie, von Depressionen, Hysterie (hysteron (gr.) = Gebärmutter, 'Höhle').

Um das zu verstehen, müssen wir kurz Luce Irigarays 'Rezeption' von Freud, genauer: seiner Vorstellungen von weiblicher Sexualität streifen. Es ist bekannt, daß Freud keine Theorie weiblicher Sexualität entwickelt hat, sondern an entscheidenden Stellen aufgehört hat zu fragen. Luce will nun nicht die Lücken füllen für eine 'vollständige' Theorie über weibliche Sexualität, sondern sie stellt sich Freud gegenüber auf einen metatheoretischen Standpunkt: sie sieht seine Aussagen als einen realen Niederschlag einer gesellschaftlichen Praxis, die das Weibliche in der Verkennung und Verdrängung – und eben auch ideologisch festhält. Weibliche Sexualität wird bei Freud immer von männlichen Parametern aus gedacht: Die Klitoris ist ein kleiner Penis, das kleine Mädchen erlebt vor der Ödipalisierung seine 'männliche' Sexualität im Spiel mit der Klitoris, später dann, wenn das Mädchen in den Ödipuskomplex wie in einen Hafen eingelaufen ist, um dort fortan auf den Vater als Besitzer des wertvollen Phallus zu warten, wenn es also den Wechsel der erogenen Zonen vollzogen hat, wenn es den 'Objektwechsel' (die Abwendung vom ursprünglichen Liebesobjekt, der Mutter, *hin* zum Vater, zum Mann?) überstanden hat, wenn es sich von der Arbeit des *Frauerwendens* (die Frau muß erst Frau werden, der Mann ist immer schon Mann) endlich ausruhen kann, dann wächst nicht nur diese Dornenhecke um ihren Ort, die darauf wartet, durchschlagen zu werden, dann – ja dann müssen wir mit Erstaunen feststellen, daß sie ja immer noch keine Frau ist! Nein, sie ist Herberge des männlichen Geschlechts, Kehrseite, Negativ der phallisch begrenzten Form!

Wie konnte das geschehen? Freud selbst steht staunend vor einer solchen Entwicklung. Doch die Bewunderung für die Frau, darüber, daß sie das alles lebend übersteht, sie führt nicht zum Weiterfragen. An diese (dunkle) Stelle legt Luce Irigaray den Finger und berührt damit die geschlechtlichen Voraussetzungen der Freudschen Annahmen, die er selbst nicht erkennen konnte: seine Konzeption von weiblicher Sexualität hat die Funktion, zu verdecken, daß sich seine Subjektivität an der Angst vor einem Verlust, an der Phallusangst, an der Kastrationsdrohung strukturiert.

Die Kastrationsdrohung ist die herrschende Form, in der der Wunsch nach der Mutter latent gehalten wird, sie ist die Antwort auf die Wiederkehr des verdrängten Wunsches nach dem Ursprung. Die Arbeit am Ursprung, die Beziehung zum Ursprung ist damit strukturiert – auch für die Frau: das 'Objekt' ihres Begehrens oder richtiger, der 'Repräsentant' ihres Begehrens ist der Phallus. Sie hat ihn nicht – bleibt ihr nur noch der Neid, weil das, was *sie* hat, nichts wert ist in der phallokratischen Wunschökonomie?

Luce Irigaray zeigt innerhalb des psychoanalytischen Diskurses auf, wie die Abkehr vom Ursprung "phallisch markiert" ist. Auch in der Philosophie

geht sie der männlichen 'Besetzung' der Arbeit am Ursprung nach: Sie begleitet den "Gefangenen" in Platons Höhlengleichnis, wie er "gewaltsam" aus der Höhle entführt und an das Licht (der Erkenntnis, der Ideen) geführt wird. Die künftige Arbeit am Licht, der "Bildung", wird darin bestehen, den Ursprungsort zu vergessen. "Der Vater nimmt sich vor, das Vergessen der Einkerkung im Schatten und im Wasser ihrer Höhle oder ihres Bauches; dieser uralten Behausung, diese Grabes-Blindheit der Erinnerung (...) durch die Blendung eines Tages ohne Ende in euch auszutilgen." (Sp 374)

Ist die Geschichte der Philosophie, die Entstehung der *Ideen* ein Prozeß, in dem unerbittlich die Erinnerung an die Höhle in "methodischer Initiation" ausgelöscht wird, ein "Vergessen des Vergessens" organisiert wird? "Das Vergessen des *Werdens* (Hervorhebung von mir) der Idee ist erforderlich" (Sp 393), damit der Mann als "Erzeuger" sich verstehen kann. Das Weibliche 'verkörpert' das Werden – ihm wird jede Erinnerung (an sich selbst) genommen, da es keine "Repräsentation" in der herrschenden (Denk-)Ökonomie hat. "Sie selbst weiß (von sich) nichts. Sie erinnert (sich) an nichts. Als Stütze für die autologischen Spekulationen des Weisen blickt sie in die Dunkelheit – hinter den Schauplatz der Repräsentation, den sie ohne ihr Wissen, durch ihre Unwissenheit befestigt." (Sp 439)

Das "Dahinter" bleibt den Ideen, der männlichen Spekulation fortan verborgen. Dennoch hinterläßt es Spuren: als Sehnsucht, in die Höhle, zur Mutter "zurückkehren zu wollen, obschon man nicht weiß, welchen Weg man nehmen soll. Die Passage dazwischen ist vergessen." (Sp 446) Luce Irigaray stellt sehr oft die Frage, ob und wie eine Rückkehr in die Höhle, zur Mutter möglich wäre. Sie selbst hat keine eindeutige Antwort oder anders: ihre Antwort besteht im Aufzeigen des versperrten, bereits "markierten" "Zugangs": Der Gefangene würde nicht mehr die Schatten sehen, die er vor seinem Gang ans Licht (als) wahrnahm, er würde mit "verdorbenen Augen" zurückkehren – wenn er überhaupt wollte! Der Weg zurück ist gefroren (eine "Mutter aus spiegelndem Eis"), er ist zu einer Eisschicht geworden, in der sich der Mann unaufhörlich spiegeln wird, ein Spiegel, der immer nur das *Selbe* zurückwirft.

"Der Weg zur Mutter ist versperrt. (...) Denn 'sie' ist schon immer für und durch Vorstellungen transformiert, die vom Vater projiziert werden. (...) Die einzigen Spuren einer anderen Art muß man auslöschen, indem man sie auf die Klarheit der *Idee* zurückführt. Reine, einfache, unteilbare Form. *Das Überrige* ist blinde und schweigende Undurchdringlichkeit der Materie. Wie sollte man da zu ihr herabsteigen?" (Sp 438/9)

Ohne verrückt zu werden? Nur im / mit dem Namen des Vaters?

Kehren wir zur Frau zurück. Sie wird also ihrer Beziehung zur Mutter beraubt und das bedeutet zugleich, ihrer/einer möglichen Beziehung zu sich selbst. Sie bleibt *als Mutter* Nährboden für die männliche Spekulation, Nährboden, der nichts von sich weiß, weil er ins Dunkle verwiesen ist. Auch als Frau?

Luce Irigaray insistiert immer wieder auf dem Unterschied zwischen Muttersein und Frausein. Hat die Mutter noch einen Ort in den männlichen Repräsentationssystemen – nicht einen selbstgewählten, sondern einen zugewiesenen – (z.B. bei Freud: die Objektfindung des Mannes ist immer eine *Wiederfindung* des ursprünglichen Liebesobjektes) – so bleibt sie aber doch als *Frau* immer fremd, immer unbegriffen. Luce zitiert in diesem Zusammenhang Freud:

"Es kommt oft vor, daß neurotische Männer erklären, das weibliche Genitale sei ihnen etwas Unheimliches. Dieses Unheimliche ist aber der Eingang zur alten Heimat des Menschenkindes, zur Örtlichkeit, in der jeder einmal und zuerst geweilt hat. (...) Das *Unheimliche* ist also auch in diesem Fall das ehemals *Heimische*, Altvertraute. Die Vorsilbe 'un' an diesem Worte ist aber die Marke der Verdrängung" (in: Das Unheimliche, GW Bd. XII, S. 259)

Luce sagt dazu:

"Halten wir für den Moment fest, daß der unheimliche Charakter der 'Repräsentation' des weiblichen Genitales, der 'Eingang' zu einer anderen 'Welt', von Freud ein wenig schnell auf das schon bekannte und verdrängte Mütterliche zurückgeführt wird. Denn wenn auch der Bauch der Mutter ehemals *heimisch* war, so folgt daraus nicht das gleiche für das Geschlecht der Frau. *Unheimlich* ist die Frau-Mutter nicht nur wegen der Verdrängung einer archaischen Beziehung zum Mütterlichen, sondern auch deshalb, weil ihr Geschlecht das Fremde ist, das trotzdem nah ist: *heimisch*, insofern sie Mutter ist, bleibt die Frau doch immer 'un'(heimlich), insofern sie Frau ist. Die Sexualität der Frau ist daher das am wenigsten reduzierbare Unheimliche." (Sp 58, Fußnote)

Könnte das bedeuten, daß eine Frau in ihrer Mutterschaft, als Mutter wieder eine Beziehung zu ihrem Ursprung, zu ihrer Weiblichkeit finden kann? Sie wäre wohl immer noch in der herrschenden Ökonomie befangen: in dem Wunsch nach einem Kind als "Penis-Ersatz". "Sie würde so für ihre Zeit zur Statthalterin des Ursprungs – phallische Mutter-Erde" (Sp 94). Das aber würde ihr gerade keine Beziehung zu sich als Frau eröffnen, denn sie wäre "Mutter-Erde", Ursprung für eine(n) andere(n). Es sei denn, sie würde die "Mutterrolle 'spielen', ohne sich ihr total anzugleichen. Ihr weibliches sexuelles Begehren würde auf diese Weise erhalten bleiben." (Sp 94/5)

Welcher Ausweg eröffnet sich aber einer Frau, welche 'gesellschaftliche Existenzweise', wenn ihr der Wunsch nach dem ursprünglichen Liebesobjekt genommen, der Zugang zu ihrem 'sich-selbst-verstehen' versperrt wird? Sie wird sich dem (Phallus)Mann zuwenden (müssen). Ihrer Weiblichkeit enteignet, bleibt ihr noch eine Möglichkeit: nämlich zu mimen, zu tun als ob, bleibt ihr die "Maskerade der Weiblichkeit", Oder anders gesagt: es gibt keine Repräsentanten ihres Wunsches, ihres Begehrens, also mimt sie. Die Maskerade ist "zu verstehen als das, was die Frauen machen, um etwas vom Wunsch zurückzugewinnen, um am Wunsch des Mannes teilzuhaben, aber um den Preis des Verzichts auf ihren eigenen." (DG 139) "Und dies erklärt übrigens, weshalb die Frauen angeblich keine Wünsche haben, weshalb sie nicht wissen, was sie eigentlich wollen" (DG 139), weil sie von ihrer Selbstberührung abgeschnitten sind und in eine Ökonomie des Liebeswunsches importiert werden, der in keinem Zusammenhang zu dem Wunsch nach dem ursprünglichen Liebesobjekt steht, in eine Ökonomie, in der sie sich nicht (wieder)finden. "In der Maskerade unterwerfen sie sich der herrschenden Ökonomie des Begehrens, um zu versuchen, trotzdem auf dem 'Markt' zu bleiben." (DG 139)

Doch das, was sich nicht spricht, was keinen "eigenen" Repräsentanten in der herrschenden Ökonomie hat, das weibliche Begehren, es 'äußert' sich doch. Zwischen der "Maskerade der Weiblichkeit" und der Hysterie klafft kein Abgrund, die Hysterie spricht vielmehr die Wahrheit der Maskerade: Mimesis und Schweigen zugleich zu sein.

"Es muß gesagt werden, daß die Hysterie immer die Pathologie derjenigen Gruppen zu sein scheint, die eine determinierte Gesellschaft dem Schweigen unterworfen hat, Gruppen oder einzelne, die in einem nur sehr geringem Ausmaß an den symbolischen Austauschakten partizipieren. (...) Nun bezeichnet die Hysterie aber das Leiden eines Körpers an Sprachweh; die Pathologie einer 'Natur', die sich nicht selbst bezeichnen kann: und die erleidet, und also reagiert, widersteht den Zeichen, die ihr aufgezwungen werden. Sie mimend. Sie reproduzierend; und das natürlich auf eine 'geheuchelte', 'trügerische' Art." (UFP 107)

Ist die Hysterie die (einzige) vergesellschaftete Form der Möglichkeit, weibliche Lust zu inszenieren? Eingeschlossen im 'Ödipuskomplex' als dem Gesetz des Schweigens, des Verschweigens weiblichen Begehrens, "ihres Ausgeschlossenenseins aus sich selber" (Sp 287)?

Was aber ist das, was da leidet, was da in der Hysterie sich inszeniert, was sich als 'Natur' nicht selbst bezeichnen kann? Was ist das denn, was sich da nicht sprechen kann? Was ist dieses "Frau-Sprechen"? So gestellt, sind die

Fragen falsch. Denn es wird nach einer Leerstelle gefragt, einem Unbekannten, einem Noch-Nicht(s). Also besser: was könnte dieses Frau-Sprechen werden?

"Das Problem des 'Frau-Sprechens' besteht gerade im Finden einer möglichen Kontinuität zwischen jener Gestik oder Sprache des Begehrens, die zur Zeit nur in der Form von Symptomen und Pathologie erkennbar sind und einer Sprache, die auch eine verbale Sprache umfaßt." (DG 142/3)

Das Begehren der Frau aus der pathologischen 'Sprache' entziffern, ihm einen Ort einräumen in der vergesellschafteten Ordnung des Diskurses — das wäre ein Prozeß, in dem die herrschende Ökonomie des Gleichen aufgebrochen werden müßte und einer Differenz der Geschlechter ein Weg gebahnt würde. Eine solche Differenz ist erst noch zu erfinden und zu entwickeln, sagt Luce Irigaray, in einem kollektiven Prozeß, innerhalb und als Entfaltung eines weiblichen Imaginären. "Das heißt, indem man Frau-spricht, kann man versuchen, dem "Anderen" als Weiblichen einen Ort einzuräumen." (DG 141)

Luce Irigaray gibt uns eine Ahnung davon, wie dieses "Anderer" aussehen könnte, ein Anderes, das einer Frau vertraut wäre. Dazu führt sie uns von dem 'gesellschaftlichen' Körper einer Frau — der sich in der Wunschökonomie des Mannes (als) wahr-nimmt — weg zum 'natürlichen' Körper (Geschlecht):

"Die Frau aber berührt sich durch sich selbst und an sich selbst, ohne die Notwendigkeit einer Vermittlung und vor jeder möglichen Trennung zwischen Aktivität und Passivität. Die Frau 'berührt sich' immerzu, ohne daß es ihr übrigens verboten werden könnte, da ihr Geschlecht aus zwei Lippen besteht, die sich unaufhörlich aneinander schmiegen. Sie ist also in sich selbst schon immer zwei, die einander berühren, die jedoch nicht in eins (einen) und eins (eine) trennbar sind." (DG 23)

Doch die Frau weiß nicht von ihrer Lust, da die Grammatik ihres Begehrens oder das, was sie als Lust zu empfinden gelernt hat, durch den Phallus bestimmt ist. Dennoch läßt diese "heimliche Selbstberührung" Spuren zurück als 'körperliches Wissen': die Nähe ist einer Frau vertraut. "Die Frau genießt ein so Nahes," (...) "daß jede Identitätsabsonderung dessen unmöglich wird. Daher auch jede Form von Aneignung." (DG 30, vgl. auch DG 140) Das Eigentliche, das Eigentum ist dem Weiblichen fremd. Das Eigentliche wäre die männliche Absonderung der Form, die Individualisierung der Form und weitergehend: die Form einer (EIN-deutigen) Identität, die Verallgemeinerbarkeit einschließt — Form, die vergleichbar, meßbar, berechenbar ist. Identität, die 'vergessen' hat, daß sie in der Abkehr vom Ursprung 'geworden' ist, sich in ewiger Wiederholung der (Selbst)Spiegelung (in der Mutter aus Eis) und

Wieder(an)erkennung setzt. "Er, der Vater, ist ewig, weil er sich stets gewei- gert hat, geboren zu werden. Sein Sein dauert also an für alle Zeit, identisch mit sich selbst." (Sp 405) In diesem (selbst)identischen Sinne existiert die Frau nicht.

"DIE Frau existiert nicht", sagt Lacan, das könnte konkrete Utopie sein, liest man es so, wie Lacan es betont hat: *die* Frau existiert nicht, es gibt sie nicht als Gesamtheit, als Verallgemeinerbare, Berechenbare, "weil sie (...) in ihrem Wesen nicht jede ist." (LA femme n'existe pas, in: Alternative 108/9, S. 161) D.h., das könnte konkrete Utopie werden, wenn sich's jenseits des Zwangs nach Identität leben ließe: als je besondere, sich selbst bezeichnende und berührende Frau. Selbstberührung contra Selbstidentität?

Eine Frau ist also von (dem Wissen) ihrer Selbstberührung abgeschnitten. Dennoch vollzieht sie sich in ihr ständig als *Bewegung*; ja, gerade weil sie sich in dieser Selbstberührung nicht weiß und erkennt, sucht sie sich immerzu (wieder). Auf vielen Wegen. Sie bricht auch mit ihrer Sprache in alle Richtun- gen auf.

Man muß "ihr zuhören wie einem 'anderen' Sinn, der immer dabei ist, sich einzuspinnen, sich mit Worten zu umarmen, aber auch sich davon abzulösen, um sich darin nicht festzulegen, darin nicht zu erstarren. Denn wenn 'sie' es sagt, ist es nicht, nicht mehr, identisch mit dem, was sie sagen will. Es ist auch niemals mit irgendetwas anderem identisch; eher ist es angrenzend. Es be- rührt (an). Und wenn es sich allzusehr von dieser Nähe entfernt, bricht sie ab und beginnt wieder bei 'Null': ihrem Geschlechtskörper. Es ist daher unnütz, die Frauen in der exakten Definition dessen, was sie sagen wollen, einzufangen, es (sich) wiederholen zu lassen, damit es klar wird: sie sind immer schon wo- anders in dieser diskursiven Maschinerie, in der Ihr sie zu ertappen vorgebt. Sie sind in sich selbst zurückgekehrt. Was man nicht in Eurer Weise verstehen darf. Sie haben nicht die Innerlichkeit, die Ihr habt, die Ihr ihnen vielleicht unterstellt. Sie in sich selbst, das will heißen, in der Intimität dieses schweig- samen, vielfältigen, diffusen Tastens. Und wenn Ihr sie insistierend danach fragt, woran sie denken, können sie nur antworten: an nichts. An alles. So ist das, was sie begehren, genaugenommen nichts und gleichzeitig alles." (DG 28/9)

Sie bricht also immer wieder auf, will zu sich kommen, bei sich ankommen, ihren Wunsch wiederfinden. Aber was ist denn dieses zu-sich-kommen? Wo ist der Ort dieses 'sich'? Gibt es ihn? Ist er für die Frau nicht dieses "Null", also gar nicht vorhanden, jedenfalls nicht im System herrschender Reprä- sentationen? !

Wenn dieser Ort (noch) nicht (mehr) existiert, was geschieht dann mit die- ser Bewegung – dem ständigen Versuch, aus dem Zustand der Entfremdung,
Verdrängung

in dem sie lebt und liebt, zu entkommen? Wohin führen die Versuche, den 'natürlichen' (die Erfahrung der Nähe und der Selbstberührung) und den 'ge- sellschaftlichen' Körper versöhnen zu wollen/zu müssen? Können sie über- haupt gelingen? Müssen wir hier nicht auch die Ambivalenz sehen, daß die verzweifelte Anstrengung zu sich kommen zu wollen, in die Dramatik einer hysterischen Inszenierung münden kann, die dort sucht, wo sie auf nichts (mehr) stoßen wird? Auf ein 'Null', ins Dunkle, zu den Uranfängen ihres Be- gehrens, die verschüttet sind durch phallische Markierungen,

"so daß sie für sich selbst durch und durch Dunkelheit ist und die Welt, die sie umgibt, nicht mehr versteht. Und von der sie sich in dieser ununterschie- denen Blindheit nicht anders wird unterscheiden können als durch bestimmte Einschnitte. Den 'anderen' liefert sie sich erst aus, nachdem sie die Trennung von allem und jedem und von ihren 'Gewohnheiten' vollzogen hat, eine Tren- nung, durch die sie sich schmerzhaft wieder zu spüren beginnt und aus der sie ihre Kräfte zurückgewinnt, die sich alsbald zu einer entfesselnden Macht stei- gern und sie glauben machen, besessen zu sein. Also verdammt durch die Beichtiger und die unerfahrenen Beobachter, die von Entsetzen gepackt wer- den, wenn sie sehen oder hören, wie sie, als sei sie vom Blitz getroffen, auf der Erde aufschlägt, sich verdreht, brüllt, grunzt, erregt in Zuckungen stöhnt, sich steif macht, dann in einen seltsamen Schlaf fällt; die entrüstet oder außer sich sind bei der Vorstellung, daß sie sich grausam schlägt, daß sie sich die Fäuste gegen den Unterleib preßt, sich versengt, um das Feuer der Konkupis- zenz (Begehren, R.B.) zu löschen, sich am ganzen Körper wundscheuert, um durch diese extremen Praktiken ihre eingeschlafenen Leidenschaften wieder- zuentfachen und zu stillen. Der Ausbruch dieser Leidenschaften schlägt den vor den Kopf, der zum Zeugen wird und der daraus in geradezu apollinischer Weisheit auf ein Teufelswerk schließen wird, um diese Rasereien aufs neue zu verdrängen, die sie jetzt nicht mehr im Zaum halten kann; die sie verheimlicht oder zur Schau stellt, je nachdem. Sie will ihr Geheimnis bewahren, schafft es nicht immer oder noch nicht in diesen Gewalteinbrüchen, die sie durchkreu- zen und durch die sie unkenntlich wird, auch für sich selbst. Die sie bald er- regen, sie bald niedergeschlagen, bleich und wie tot zurücklassen. Wieder auf dem Boden ausgestreckt. In der Finsternis. Ohne ihr Wissen." (Sp 247/8)

Diese Passage aus dem Kapitel "Das Mysterische-Hysterische" (Sp 239 ff) zeigt die Dramatik des mysterischen Eindringens der Frau "in sich selbst" – jenseits der Hinwendung zum Männlichen. Es ist ein vollkommen einsamer Akt, der im "tiefen Versteck" stattfindet, "in einem unzugänglichen Geheim- nis. (...) Entlegene und entfernte Einsamkeit in diesem erregten, wiewohl außer- ordentlich intimen Gefühl." (Sp 242) In dieser Einsamkeit trifft die Mysteri- sche Gott. Also doch ein Ankommen? Allerdings bei dem jenseitigen Reprä-

sentanten ihres Lustempfindens, einem "Ort also, der weit genug ist, so daß er nicht zur Gefangenschaft werden kann." (Sp 251, vgl. auch Sp 287 f)

Doch ist Gott auch wieder eine 'Rückkehr' zur phallokratischen Ökonomie, die das *Diesseits* des 'Anderswo' ihres Lustempfindens verwirft.

"Gott wird umso mehr verehrt, als er in seiner Macht gefürchtet wird. Und indem man ihn in das weibliche Lusterleben verlegte und durch dieses fortbestehen ließ, wurden der Schrecken und die Abneigung vor etwas Einzigartigem, das jedem Vergleich widerstrebt, auf dieses Lusterleben übertragen." (Sp 288)

"La Mysterique" ist wohl nur der extremste Ausdruck für eine (einsame) Bewegung, die ständig um eine in der herrschenden Ökonomie gesetzte Leerstelle kreist, deren Ankommen jedoch versperrt ist.

"So hat die Frau noch immer keinen Ort gefunden, sie ist immer noch nicht geworden. (...) Die Frau ist noch immer der Ort, das Ganze des Ortes, an dem sie von sich selbst jedoch nicht Besitz ergreifen kann." (Sp 282)

Sie ist der Ort, an dem andere ankommen (können), sie ist Stütze der (Re-)Produktion von anderen, Stütze des Diskurses, ohne als solche, als vom Männlichen verschiedene, von ihm aufgenommen zu werden.

Und hier schließt sich ein Kreis: dieser Diskurs muß aufgebrochen werden, so daß das Weibliche sich ereignen kann – jenseits ihrer Funktion als "Reserve von Materie und Spekulation" (DG 161) Würde dieses erneute Durchqueren der männlichen Spekulation, das Verorten des "Andersseins" das Weibliche dem Mysterischen entreißen, diesen Akten "entfernter Einsamkeit"? So daß der "verrückende Exzeß" zur Möglichkeit eines (kollektiven) Selbstwissens von Frauen wird?

Luce Irigaray arbeitet an dieser Möglichkeit, ihre Texte sind bereits Teil eines weiblichen Imaginären, das wir erfunden haben werden. Sie vermitteln ein Stück Utopie: daß sich Frauen schon wissen – jenseits (und) in ihren phallischen Markierungen, über sie schon lachend. Daraus drängt sich eine spezifische Art zu fragen, bei Luce Irigaray die "Notwendigkeit, die Figuren des philosophischen Diskurses – Idee, Substanz, Subjekt, transzendente Subjektivität, absolutes Wissen – 'wieder aufzubrechen', um ihre Anleihen auf das/bei dem Weiblichen wieder zum Vorschein zu bringen, damit sie 'zurückgeben', was sie dem Weiblichen schulden." (DG 76)

Das ist der Eingriff des Speculums und des Hohlspiegels, um den Planspiegel zu krümmen, den Planspiegel, der immer nur das *Gleiche* zurückwirft. In der Krümmung werden sich die Ränder, an denen Weibliches existiert, berühren: erst das würde "der Frau den Bezug auf 'sich selbst' und auf ihresgleichen"

ermöglichen (DG 161), würde den Abgrund zwischen dem Erkenntnisvermögen und einem "Begehungsvermögen" (Sp 256) zurückbiegen, "damit das Negative, das in der Erkenntnis im Spiel ist, dialektisch mit der Realisierung des Begehrens verbunden werden kann." (Sp 261)

Die Eisschicht, die den Weg zurück zum Ursprung, zum Werden, versperrt, wird schmelzen, wenn der verrückende Diskurs

"Feuer an die fetischisierten Worte, die angemessenen Terme, die wohlkonstruierten Formen (legt). Dieser 'Stil' privilegiert nicht den Blick, sondern gibt jede Figur ihrer auch *berühmbaren* Geburt zurück. Sie berührt sich darin wieder, ohne doch jemals dabei zu konstituieren, sich als irgendeine Einheit zu konstituieren. *Die Gleichzeitigkeit* wäre ihr 'Eigentliches' (son 'propre'). Ein Eigentliches, das niemals in der möglichen Selbstidentität irgendeiner Form innehält." (DG 81)

Hier kündigt sich an, daß sich das weibliche Imaginäre, wenn es sich anders entfalten könnte als an den Rändern eines (männlichen) Planspiegels, anders als in Trümmern, Bruchstücken, Splittern, sich dennoch in keiner berechenbaren, keiner eindeutigen, konturierbaren Form entfalten würde: die Frau als "Volumen ohne Konturen".

"Aber die Frau ist weder geschlossen noch offen, sondern unbestimmt, unfertig, *die Form, die nicht abgeschlossen ist*. Sie ist nicht unbegrenzt, noch weniger ist sie *eine* Einheit (...) Die Unvollständigkeit ihrer Form, ihrer Morphologie ermöglicht es ihr, in jedem Augenblick etwas anderes zu werden, was nicht heißen soll, daß sie jemals auf eindeutige Weise etwas wäre. Sie geht in keiner Metapher auf." (Sp 284)

Es würde sich eine andere "Ökonomie" des Lustempfindens entfalten, eine "Ökonomie der Ströme", eine "Mechanik des Flüssigen". Und immer wieder spricht Luce Irigaray vom Feuer, das sich selbst unaufhörlich entzündet, unbegrenzt, ausdehnend, unzählig, undefinierbar, unformulierbar (vgl. Sp 284/5).

"Sich (wieder)zufinden, könnte daher für eine Frau nichts anderes bedeuten, als die Möglichkeit, nichts von ihrer Lust einem anderen zu opfern, sich insbesondere mit niemandem zu identifizieren, *niemals einfach nur eine zu sein*." (DG 30)

Sie setzt der männlichen Spekulation die Ahnung einer "weiblichen Spekularisierungsweise" entgegen: es wäre der Gang in die Höhle, es wäre eine Höhlenkunde, die "jenseits der spiegelnden Oberfläche, die den Diskurs trägt", eine "funkelnde und glühende Tiefe auch der Sprache" wiederfindet (Sp 183). Die wieder auf ein Feuer trifft oder es entfacht, das alle bisherigen Wahrheits-

werte umschmelzen würde (vgl. Sp 181). Es ist ein unsicherer unbekannter Gang, immer noch voller Angst, daß sich unter der spiegelnden Oberfläche, hinter der Maskerade der Weiblichkeit eine Leere oder der Wahnsinn verbergen könnte. Luce Irigarays Texte machen Mut, ihn anzutreten. In einem ihrer schönsten Texte: "Wenn unsere Lippen sich sprechen" (DG 211 ff) entführt sie uns zur Selbstberührung, zur Versöhnung der Frau mit 'sich selbst' – und zugleich zu der Erkenntnis, daß alle diese Sätze dem Weiblichen, einer Frau, immer noch nicht ent-sprechen.

Bleibt noch "daran zu erinnern, daß wir uns nur nackt berühren. Und daß wir, um uns so wiederzufinden, uns erstmal sehr viel entkleiden müssen. Soviele Repräsentationen und Erscheinungen entfernen uns voneinander. Sie haben uns so lange ihrem Wunsch entsprechend verhüllt, wir haben uns so oft geschmückt, um ihnen zu gefallen, daß wir darüber unsere Haut vergessen haben. Außerhalb unserer Haut bleiben wir uns fern. Du und ich voneinander entfernt.

Du? Ich? Das ist schon zu viel gesagt. Das heißt schon zu scharf trennen zwischen uns: als Ganze alles (toute(s))." (DG 224)

Anmerkung:

(* In deutscher Sprache sind bisher folgende Bücher von Luce Irigaray erschienen:

- 1) *Waren, Körper, Sprache. Der ver-rückte Diskurs der Frauen*, Berlin 1976
- 2) *Unbewußtes, Frauen, Psychoanalyse*, Berlin 1977 (zitiert als UFP)
- 3) eine 'überarbeitete' Fassung der Artikel in 1) und 2): *Das Geschlecht, das nicht eins ist*, Berlin 1977 (zitiert als DG)
- 4) *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*, Frankfurt/M. 1980 (zitiert als Sp)
- 5) *Eine bewegt sich nicht ohne die andere*, in: *Freibeuter 2*, 1979
- 6) *Interview mit Luce Irigaray*, in: *Ästhetik und Kommunikation. Sonderheft "Romantische Liebe" 1982*